

Transkript des Audimax Podcast mit Ulrike Felt

Maiada Hadaia:

Herzlich willkommen, ihr hört Audimax, der Podcast der Universität Wien mit mir Maiada Hadaia. Sehr herzlich willkommen Ulrike Felt. Sie sind Universitätsprofessorin am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung und ebenfalls Instituts Vorständin.

Sie leiten unterschiedliche Forschungsplattformen wie beispielsweise Responsible Research and Innovation in Academic Practice, sind stellvertretende Leiterin des Forschungsnetzwerks Umwelt und Mitglied in anderen Forschungsplattformen. Vielleicht können wir später ergänzen. Ich bin heute hier bei Ihnen am Institut. Herzlichen Dank, dass Sie sich auch die Zeit dafür nehmen. Wir sprechen über hochkarätige Forschung, das ist das Jahresthema der Universität Wien sowie auch unermüdlicher Neugierde. Darf ich Sie bitten, einige Worte zu Ihrer Person zu sagen?

Ulrike Felt:

Also, ich habe meinen wissenschaftlichen Werdegang an der Uni Wien begonnen, mit einem Studium der Physik und Mathematik, die ich dann auch abgeschlossen habe und bin eigentlich durch einen Zufall, wie das halt im Leben so ist, nach Abschluss meiner Dissertation in ein Team gekommen, das am Europäischen Kernforschungszentrum gearbeitet hat zur Geschichte dieser ersten großen Forschungsinfrastruktur. Und so bin ich eigentlich zuerst ein bisschen in die Wissenschaftsgeschichte und von dort in die Wissenschaftsforschung gekommen und habe mich in dem Bereich dann auch weiter qualifiziert und bin dann wieder an die Uni Wien zurückgekommen und mit An- und Abwesenheiten seit 1990 Professorin hier und habe dieses Institut mitgestaltet und mitaufgebaut.

Das ist so ein bisschen ein Hybrid, wenn man so möchte, ist keine klassische Sozialwissenschaft, sondern das ist ein interdisziplinäres Feld, das sich aus sehr vielen Sozialwissenschaften gespeist hat, Soziologie, Politikwissenschaft, Kommunikationswissenschaften und so weiter. Und unser Ziel ist es, besser zu verstehen, wie Wissenschaft und Technik eigentlich unsere Gesellschaft gestalten. Aber natürlich auch umgekehrt, wie die Erwartungen, die von der Gesellschaft formuliert werden an Wissenschaft und Technik, diese dann auch natürlich formen und gestalten. Und wir sehen das heute besonders stark, wenn man sich den Innovationsdiskurs anschaut, wie es auch die Universität zum Beispiel verändert hat. Also die Frage wie nützlich ist unser Wissen, welchen Impact machen wir?

Das alles sind Dinge, die erst entstanden sind über die letzten Jahrzehnte. Das war, wie ich zum Beispiel zu studieren begonnen habe, überhaupt keine Frage. Da hat man etwas studiert, wenn man sich interessiert, hat für Physik oder für Mathematik, aber die Frage wofür kann man das dann brauchen? War eigentlich eine Frage, die mich so gar nicht bewegt hat als Studierende damals. Und das ist schon recht interessant, sich das anzuschauen.

Maiada Hadaia:

Beziehungsweise wahrscheinlich war auch diese Idee der Disziplin übergreifenden Arbeit auch vielleicht noch nicht so fix.

Ulrike Felt:

Es ist interessant, es wurde weniger darüber gesprochen und trotzdem war mehr möglich. Das ist interessant, weil ja, zu dem Zeitpunkt, an dem ich studiert habe, gab es ja nicht diesen formalen

Studienplan und man konnte eigentlich eine Fülle von Dingen tun. Da musste man da auch noch ein großes Philosophikum machen und andere Dinge. Also es wurde nicht viel darüber geredet, aber es war eigentlich sehr viel möglich. Und dann dazwischen haben wir das Studium immer mehr formalisiert und haben es dadurch immer mehr auch diszipliniert im doppelten Sinne des Wortes. Also wir haben es mehr kontrolliert und mehr strukturiert, was einerseits natürlich auch positive Phänomene hat, weil man dann eigentlich weiß, was jemand können und wissen sollte am Ende des Tages.

Auf der anderen Seite haben wir dadurch auch Möglichkeiten geschlossen und jetzt reden wir sehr viel über Interdisziplinarität. Aber wenn man sich genauer anschaut, und das ist ja auch ein Stückweit ein Teil meiner eigenen Forschung, ist es gar nicht so einfach, das umzusetzen, weil das ganz andere Strukturen, Zeitläufe, Karrieremuster und ähnliche Dinge braucht. Und da sehe ich schon auch wie der Diskurs mit der Realität ein bisschen auseinandergeht und da auch Reibungspunkte schafft.

Maiada Hadaia:

Beziehungsweise sind auch andere und neue „Grenzen“, wie auch die Möglichkeit, europaweit zu studieren, es gibt viel mehr Studierende an den Universitäten. Also die Zahlen diesbezüglich haben sich wahrscheinlich auch geändert, die Möglichkeiten und das macht auch mit dem Wissenschaftsbetrieb viel.

Ulrike Felt:

Ich denke, das ist ein ganz wichtiger Punkt. Ich glaube, zu meiner Zeit war halt diese Vorstellung ins Ausland zu gehen schon wichtig. Aber nicht in dieser normativen Form, dass man sagt, es ist heute essenziell im Studium ins Ausland zu gehen. Das kam erst später. Das war zu meiner Zeit noch nicht so präsent. Man hat es natürlich auch gemacht, weil man ja auch woanders etwas lernen wollte. Und man hat dann gewusst, okay, dort sitzen Spezialistinnen oder meistens Spezialisten in den 70er Jahren noch zu irgendeinem bestimmten Thema. Und so weiter. Aber es war nicht so, wie das heute ist, dass man sagen kann, eine Karriere ist nur möglich, wenn man bestimmte Wanderbewegungen durchgeführt hat und bereit war, für so und so lange ins Ausland zu gehen.

Das hatte eine sehr positive Seite, weil ich glaube, dass das einfach den Kopf öffnet für unterschiedliche Art und Weisen Wissenschaft zu machen, für Lebensformen, für Organisationsweisen. Auf der anderen Seite ist es halt auch schwierig, wenn es normativ wird, dass ja nicht alle Menschen die Lebensumstände haben, dass sie diese Wanderbewegungen auch genau dann machen können, wenn es normativ ideal vorgeschrieben ist. Und da bin ich ein bisschen unglücklich darüber muss ich ganz ehrlich sagen, dass wir das so eng führen und sagen ohne dem geht's sozusagen quasi nicht.

Maiada Hadaia:

Es ist eine gewisse Exklusivität, eine Frage der Ressourcen, des Zugangs. Hier sieht man vielleicht sehr weniger heterogene Gruppen und Personen, die die Möglichkeiten haben. Bei Frauen ist es vielleicht auch noch mal ein wesentliches Thema, eine wichtige Diskussion. Mir scheint, dass es den Professoren und Professorinnen immer jünger werden. Vielleicht ist es nur mein Eindruck. Wie Sie gesagt haben, damals oder früher konnte man sich viel mehr Fächer aussuchen. Das Studium, die Studienzeit war länger. Aber was meinen Sie?

Ulrike Felt:

Ich bin mir nicht so sicher, dass die Studienzeit länger war. Ich glaube, es gab nicht so eine normative Vorstellung. Es gab schon eine Vorstellung, wie lange ein Studium dauern sollte, aber das war einfach nicht so reglementiert oder geregelt, so wie das jetzt aussieht. Und ich bin die 70er Jahre Generation,

das heißt, ich bin Mitte der 70er Jahre an die Uni gekommen und da, das war das Jahr, in dem das neue Gesetz gekommen ist, wo damals sozusagen sich die Universität bemüht hat, sich zu öffnen Mitbestimmung der Studierenden, mehr Frauen an die Universitäten und so weiter. Das war schon ein ziemliches Umbruchjahr 75, und ich denke mir einfach, jetzt ist es halt sozusagen schon sehr viel normativer belegt.

Und wir haben auch eine klarere Vorstellung, zum Beispiel ab wann man sich entscheiden sollte, ob das eine Karriere sein soll oder nicht. Und ich habe einen Sohn, der studiert hat und ein Postdoc ist jetzt in Amerika, in den Lebenswissenschaften. Und der fragt mich immer, was der Unterschied zwischen seiner Lebensform und meiner Lebensform war. Und ich habe immer dazu gesagt, ich habe eigentlich sehr wenig normative Vorstellungen gehabt, wie das sein sollte, und daher war alles okay, was man gemacht hat irgendwie. Damals gab es auch keine bezahlten Doktorandenstellen oder so etwas. Man ist davon ausgegangen, in den 70er, 80er Jahren, dass wenn man ein Doktorat machen will, ist es so ein bisschen eine Privatsache und eine Interessensfrage.

Und erst dann macht man sich ein bisschen auf den Weg in die Wissenschaft, zu mindestens in dem Physik Bereich, den ich kennengelernt habe. Und heute ist es halt so, dass die Stellen natürlich alles finanzierte Stellen sein sollten. Und wenn das ganze Modell umgestellt durch auch diese Staffelung Bachelor Master Doktorat. Zu meiner Zeit konnte man noch direkt zum Doktorat gehen, was auch viele Stufen und Hürden gehabt hat. Also das war nicht so, dass man da einfach hin spazieren konnte, aber es war nicht so stark reglementiert und das ist, finde ich schon recht interessant, sich das irgendwie so aus dieser Perspektive zu überlegen.

Es haben damals auch Leute lange gebraucht und das nebenher gemacht und das hat es immer gegeben. Aber jetzt ist es halt so, dass sich diese Vorstellung, was ist, dass das ein Schritt in die Karriere ist, zum Beispiel ein Doktorat, schwierig in den Sozialwissenschaften, schwierig zum Beispiel, in den Naturwissenschaften ist es immer ein bisschen anders, weil dort schon der Zugang zum Doktorat ein bisschen mehr reglementiert ist. In dem Sinne, dass, wenn Sie keinen Platz finden in einem Labor oder so, na ja, dann können Sie halt kein Doktorat machen. In den Sozial und Geisteswissenschaften haben wir ja diese räumliche Begrenzung nicht und daher haben sie hier sehr viel mehr Kandidaten, Kandidatinnen, die auch selbst finanziert sind, usw. Und da kann man jetzt drüber diskutieren, ob das eine gute Lösung ist oder nicht. Ich will das gar nicht normativ aufsetzen. Ich möchte nur sagen, dass diese Vorstellung, dass das schon der erste Schritt in eine Karriere ist, einfach eine, eine trügerische ist, weil wir wissen, dass dann eine totale Verengung einsetzt, im Grunde genommen. Und was jetzt wichtig ist, ist halt einfach zu schauen, wie entwickeln sich diese Dinge, wie kann man Leute begleiten? Wie kann man klar machen, dass es nicht nur einen Königsweg gibt, sondern einfach sehr viele andere Optionen? Und ich glaube, da liegt noch sehr viel Arbeit vor uns. Denn meiner Meinung nach ist es ja so, dass wir als Gesellschaft insgesamt uns so weiterentwickelt haben, dass Leute, die durch einen akademischen Abschluss ein gewisses analytisches Denken gelernt haben, eine gewisse Fähigkeit zu strukturieren, ein Problem anzugehen, es zu ordnen usw., dass Fähigkeiten sind, die unglaublich oft gebraucht werden an unterschiedlichen Stellen in der Gesellschaft.

Und ich glaube, das sehen wir jetzt gerade so einen Umbruch, wo es ganz wichtig ist, die Universität nicht nur als Ort der Selbstreproduktion zu sehen. Also wir bilden die Leute aus, die wir brauchen können, also im Wissenschaftssystem, sondern eben sich auch zu überlegen, welche Menschen brauchen wir in der Gesellschaft, was müssen die können und wissen, damit sie verschiedenste Schnittstellen einnehmen können und so an der Gestaltung einer wissens- und technologieorientierten Gesellschaft mitzuwirken.

Maiada Hadaia:

Vielleicht ein wenig vertiefend zu diesem Umbruch, von dem Sie sprechen. Ich habe schon gefragt, mir ist aufgefallen, dass Professorinnen Professoren jünger werden, trägt meine Wahrnehmung? Auch mehr Männer als Frauen?

Ulrike Felt:

Na ja, das müsste man sich wahrscheinlich sehr fachspezifisch anschauen. Also ich kann jetzt auf keine verlässlichen Zahlen zurückgreifen. In der Tat ist es so, dass etwa im Bereich der Sozial und Geisteswissenschaften sich die Zahl der Frauen wirklich sehr, sehr gut entwickelt hat. Hier zumindest. Also das kann man nicht international sagen, aber ich weiß, dass zum Beispiel auch in meiner Fakultät hier an der Universität Wien sind wir absolut in einer Gleichheit, was Professorinnen angeht. Also da ist, glaube ich, sehr viel aufgeholt worden und hat sich sehr, sehr viel verbessert. Tatsächlich ist es so, dass die Professorinnen in den Naturwissenschaften immer etwas jünger waren als in den Sozial und Geisteswissenschaften.

Das hat sich aber jetzt verändert und ich habe das Gefühl, dass auch da die Berufungen sozusagen quasi jünger werden. Und das finde ich ein interessantes Phänomen. Es ist auch so, dass sich insgesamt das Berufsfeld verändert hat und da auch eine Professionalisierung stattgefunden hat, die viel breiter ist. Und diese Vorstellung, was muss man alles haben, um eine Karriere zu machen, das hat sich sehr viel formalisiert und ich glaube auch dadurch ist sehr viel mehr Bewusstseinsbildung, hat das stattgefunden, auch sehr viel mehr Fördermöglichkeiten, sich vorzubereiten, zu mindestens den Möglichkeitshorizont aufzumachen. Ob man es dann schafft oder nicht, ist ja auch immer eine Frage.

Weil wir haben, ja auch eine große Diskussion über die Prekarisierung, über die Tatsache, dass Leute sehr lange in diesen Zonen gehalten werden und wie das Bourdieu so schön gesagt haben, die Macht dessen, der warten lassen kann, ist natürlich extrem hoch, und er beschreibt das sehr schön, dass er sagt, es geht darum, jemandem die Hoffnung nicht zu nehmen und ihnen sozusagen dadurch die Bereitschaft abzuverlangen, zu warten. Und das ist im akademischen Feld unglaublich derzeit. Also so viele Menschen, die so lange in diesen relativ unsicheren Positionen verweilen, in der Hoffnung, den Weg ins System zu schaffen.

Und ich denke mir, das wird in den nächsten Jahren für uns eine Aufgabe sein, hier vielleicht ein bisschen mehr Balance hineinzubekommen. Ich habe das Gefühl, das ist jetzt eine sehr persönliche Sicht, auch aus meiner eigenen Karriere, dass das Pendel ein bisschen von einem Ende in das andere geschwungen ist. Das heißt, davor hatten wir einfach einen Überschwang an Positionen, die wir fixiert haben, sehr früh. Und dadurch haben wir für ganze Generationen die Universität geschlossen. Und jetzt haben wir so eine Pendelbewegung in die andere Richtung gehabt, wo wir lange Zeit so gut wie gar keine Positionen hatten für junge Leute, die etwas fixer waren, die nicht vier, sechs Jahre waren.

Und jetzt haben wir zumindest ein bisschen begonnen, so ein middle ground zu bauen, nämlich Tenure Track Positionen. Obwohl ich da sagen muss, da gibt es Vorbilder im Ausland, die etwas besser funktionieren als bei uns hier. Das ist keine prinzipielle Kritik. Ich finde die Stellen sehr wichtig und sehr, sehr gut. Aber zum Beispiel ist es, wenn ich jetzt vergleiche, weil ich im Beirat an der TU München bin. Dort bedeutet das, dass auch eine Tenure Track Professur Ausstattung hat, dass sie über den Gehalt verhandeln kann und so weiter. Also das ist ja eine ganz andere Figur. Bei uns ist es halt sozusagen so ein bisschen ein down gestelltes Modell von einem Professor und das ist sozial aus meiner Sicht nicht gut, weil wir dann Professuren mit verschiedenen Geschwindigkeiten, aber ähnlichen Leistungsprofilen haben. Und das ist immer schwierig in einer Institution.

Maiada Hadaia:

Die Universität Wien ist eine der größten Universitäten. Es gibt hier sehr viel Personal, über 10.000. Dieses Problem, das Sie gerade ansprechen Prekarität. Demnach hoffe ich, dass diese positive Sicht, dass die dann tatsächlich eintrifft.

Ulrike Felt:

Also ich glaube nicht, dass es nachhaltig sein wird. Also wir werden das umdenken müssen, weil wir werden einfach sehr gute Leute verlieren, wenn wir das nicht tun. Institutionen wie Universitäten verändern sich immer sehr langsam, das ist einfach historisch. Kann man sich das anschauen. Manche sagen, das ist vielleicht der Grund, dass sie so viel Veränderung überlebt haben, dass sie sich nicht sehr leicht sozusagen verändern. Ja, für die Personen, die jetzt in bestimmten Situationen sind, macht das ein bisschen zynisch. Klingen muss ich auch dazu sagen Ich glaube, dass es einfach wichtig ist, dieses Nachdenken anzustoßen und immer wieder die gleiche Frage zu stellen. Also ist das ein System, das fair ist, das Menschen Chancen gibt, dass Leistungen nicht in der naiven Weise beurteilt, also nur nach Indikatoren, sondern die Komplexität einer vollständigen Leistung in einer Universität betrachtet, die ja nicht nur aus Ich habe viele gute Papiere besteht und das ist wichtig und dafür würde ich ganz heftig einstehen, sondern dass sie auch als Betreuungsleistung sich kümmern, neues ausprobieren können, ein bisschen auch diesen Raum für Mut zu schaffen, einfach mal auch experimenteller zu sein. Ich glaube, dass das extrem wichtig ist. Und in der heutigen Zeit wäre es für eine Universität auch wichtig, selbst unternehmerischer tätig sein zu können.

Und damit meine ich, nicht wirtschaftlich unternehmerisch tätig sein zu können, sondern die Ideen der einzelnen Person auch umsetzen zu können, und bestimmte gesetzliche Rahmenbedingungen sind hier einfach sehr hinderlich, dass wir uns zum Beispiel von Menschen nach x Jahren trennen müssen, sonst müssen wir ihnen dauernde Positionen geben. Ja, dann müssen wir eine Kultur schaffen, die den Leuten klarmacht, wenn sie keine Leistung mehr bringen, wie das in jeder Arbeitsstelle der Fall ist, dass man sie auch kündigen kann. Und so weiter. Das heißt, wir müssen einfach an dem Arbeiten als Institution und das geht nicht von heute auf morgen. Ich bin nicht naiv, aber wir müssen uns zugestehen, dass das der einzige Weg ist, in dem wir sozusagen als flexible Organisation handlungsrelevant und aktiv bleiben können.

Das heißt, wir müssen uns Räume schaffen, wo Leistung auch wieder eine Möglichkeit wird und wo ich nicht sag. Ja, du ist ganz toll, aber acht Jahre auf Wiedersehen. Im Wettbewerb der Institutionen schaden wir uns selbst. Wir bilden manchmal extrem kluge Menschen aus. Die waren dann auch im Ausland. Und so weiter. Aber so wie das Gesetz jetzt ausschaut, ist das ja sozusagen auf Lebenszeit. Darf ich nicht länger als acht Jahre an der Universität arbeiten. Also ich habe so etwas noch nie irgendwo gesehen, also vielleicht in Deutschland, aber ich nehme mir Deutschland prinzipiell nicht als Vorbild, sondern man sollte sich international umsehen, was das bedeutet und welche andere Flexibilität man vielleicht auch haben kann.

Also das meine ich mit Entrepreneur, also mit Unternehmertum. Ich meine, dass wir selbst Dinge auf die Beine stellen können und verwirklichen können und dass wir da auch mehr unterstützt werden. Und ich glaube, das wird kommen. Die Diskussion ist da, es gibt genügend Drängen, auch glaube ich. Aber es wird auch einfach sehr, sehr lange dauern. Das habe ich gelernt, muss ich sagen an der Universität. Man braucht einen langen Atem. Man kann aber auch sagen, man muss sich halt eine Strategie überlegen, wie man dieses Problem immer wieder aufs Tapet bringt und auch als Institution denkt und nicht nur Individuen jetzt handeln lässt. Das, glaube ich, ist wichtig und das verknüpft sich aus meiner Sicht sehr mit dem Begriff der Kreativität, aber auch mit dem Begriff dessen, was wir so gern bemühen, Exzellenz, dass, wenn wir nur etablierte Exzellenz zulassen, sozusagen erst ein Brief wird, den man bekommen

kann, wenn man irgendwo festsetzt, oder wenn man erst dann der Raum entsteht, an dem das verwirklicht werden kann, dann ist es schade. Wir verlieren sehr viel gute Köpfe, aber wir müssen natürlich auch lernen, selektiv zu sein und auch zu jemandem zu sagen Okay, du bist vielleicht nicht am besten geeignet für dieses oder jenes im akademischen Feld, aber vielleicht bist du sehr, sehr gut geeignet dafür, so vielleicht einfach diese Differenz wieder zu ergattern.

Weil wir brauchen gut ausgebildete Leute auch in vielen anderen Bereichen. Und das Akademische sollte nicht der Königsweg sein und alles andere ist dann zweite Klasse, sondern Menschen sollten in die Wege gehen, in denen sie einfach am besten sind. Und das sind Menschen obvious einfach unterschiedlich. Und ich glaube, das ist ganz wichtig. Das ist Universität auch zu fördern und zu unterstützen und zu unterstreichen, dass so Dinge wie auch selbst als Postdoc oder als Braddock, dass das Findungsphasen sind, wo man sich Qualitäten aneignet, mehr als der nächste Schritt in der Karriere sozusagen. Und dann kann man immer wieder entscheiden, ob man hier weitergehen will oder hier weitergehen will usw.

Maiada Hadaia:

Einige Fragen kurz dazu mit der Bitte um kurze Antworten. Wo gehen die guten Köpfe hin?

Ulrike Felt:

Ich habe sehr viele Leute ins Ausland gehen sehen, ganz schlicht und ergreifend, weil dort die Leute sehr viel früher festere Stellen bekommen. Ganz schlicht, ergreifend. Aber ich habe auch eine ganze Reihe Männer, die Studenten, die in andere Berufsfelder gegangen sind, nach Abschluss der Dissertation und dort sehr glücklich sind und dort auch ganz wichtige Beiträge leisten. Und das kann jetzt für unser Feld, sage ich das jetzt, weil wir halt diese Schnittstelle Wissenschaft Gesellschaft abdecken, geht das von Forschungsförderung, Einrichtungen über Kommunikationsfragen, aber auch Manager Aufgaben sowie Projektmanagement oder auch Management von bestimmten Strukturen usw. Und ich glaube, dass dieses Wissen über Wissenschaft einfach sehr gut ist an diesen Stellen.

Und ich empfehle den Leuten auch immer darüber nachzudenken, was ist, was sie denn so richtig gerne machen, was sie, wenn sie aufstehen, sich denken was würden sie denn gerne jetzt tun? Und das jetzt, dieses ich muss in der Wissenschaft bleiben, nicht dieser einzige Strohhalm ist, den man sehen sollte, sondern einfach die unglaublichen Optionen, die da draußen in der Welt existieren und wo man tatsächlich auch kreativ sich verwirklichen kann. In verschiedenster Weise.

Maiada Hadaia:

Generell ist es auch eine Prestigefrage. Wir haben von Macht und System gesprochen. Viele wollen studieren. Da ist so ein bisschen auch ein Zirkel von unterschiedlichen und falschen Vorstellungen. Das geht nicht nur in der Uni los, sondern eigentlich noch viel früher im Bildungssystem. Dieser Elitarismus, auch diese Exklusivität, diese Chancen hier und Möglichkeiten. Wie bewerten Sie das?

Ulrike Felt:

Das ist eine sehr, sehr gute Frage. Aus meiner Sicht, denke ich, sollte man hier die Geschichte zu Hilfe ziehen. Und wenn man sich historisch anschaut, was die Matura bedeutet hat im beginnenden 20. Jahrhundert, dann war das eine Elitenposition. Also die ganz wenigen Leute, die eine Matura hatten, hatten dann Möglichkeiten auf bestimmte Stellen. Und so weiter und so fort. Im Laufe des 20. Jahrhundert hat sich das sehr, sehr stark verändert. Und was wir jetzt halt sehen und ich pflege das immer zu sagen der Bachelor wird in ein paar Jahren das sein, was die Matura vor vielen Jahren war. Also es wird einfach eine Grundvoraussetzung für sehr viele Dinge schon werden und also es wird nicht mehr dieses Alleinstellungsmerkmal haben und da haben wir im Diskurs nicht umgestellt. Weil wenn wir es

ernst nehmen für eine Minute und sagen, wir leben in einer Wissensgesellschaft, wir leben in einer Innovationsgetriebenen Gesellschaft. Das heißt, eigentlich brauchen wir Menschen, die es gelernt haben, über komplexere Probleme nachzudenken, weil sich die Gesellschaft verändert hat, auch. Das heißt, die Universität tut das im Grunde genommen, was vor 50 Jahren im Bachelorbereich tut, das, was vor 50 Jahren vielleicht eine die Matura übernommen hat.

Aber die Gesellschaft hat sich verändert in der Zwischenzeit. Das, was wir an Wissen brauchen, an technologischen Fähigkeiten, um uns durch diese Welt zu bewegen, hat sich einfach verändert. Und ich glaube, einfach deswegen ist es wichtig mitzudenken, dass es eine Universität ist, ganz essenziell, um diesen Grundstock in der Gesellschaft mitzuliefern, das wir brauchen, um eine Wissensgesellschaft, um eine Innovationsgesellschaft überhaupt gut leben zu können. Also diese Menschen, die sozusagen das gelernt haben und ich glaube, da hat die Universität eine ganz, ganz wichtige Rolle. Aber wir müssen uns auch überlegen, wie wir die denn ausfüllen können. Wir können nicht mit dem Image von den 70er Jahren ins 21. Jahrhundert hinüber gehen und sagen Jetzt haben wir mehr Studierende oder so, und die kommen von überall.

Sondern wir müssen uns halt überlegen Was bedeutet diese Ausbildung, welche Skills wollen wir den Leuten mitgeben? Was heißt es, über diese komplexen Fragen nachzudenken? Und so weiter. Und das Bachelorstudium nicht anzusetzen sozusagen nur als der erste Schritt zu einer Spezialisierung oder so und ich glaube, da haben wir eine Möglichkeit, die wir vielleicht ein bisschen verpasst haben, mit der Umstellung auf Bologna, nämlich die Bachelorstudiengang ein bisschen aufzumachen, weil ich denke mir, eigentlich sollten diese fiktiven drei Jahre fiktiv, weil es meistens sehr viel länger dauert, diese fiktiven drei Jahre sollten eigentlich dazu dienen, dass die jungen Menschen erkennen, was Wissenschaft in ihrer Vielfalt bedeutet und natürlich mit einer Spezialisierung, wenn Menschen Interessen haben.

Und das ist ja auch völlig legitim. Aber ich glaube, die Universität sollte sich bemühen, die Breite und Diversität ein Stück weit mehr zu vermitteln in dem Bachelorstudium, weil Leute gehen vielleicht hinaus mit einem Bachelor, die nicht weiterstudieren zum Master. Und so weiter. Und die sollten zumindest ein gutes Grundgefühl, also ein Grundverständnis dafür haben, was es bedeutet, Wissen zu erzeugen, was man für Fragen stellen müsste, wenn wir neuen Entwicklungen gegenüberstehen. Und so weiter. Das ist die Schicht in der Gesellschaft, die vielleicht diese Veränderung mitgestalten kann, mitdenken kann oder auch dagegen denken kann vielleicht manchmal. Da fehlt mir sozusagen noch so ein bisschen dieser, dieser Twist im Umdenken, was eigentlich ein Studium dann bedeutet.

Maiada Hadaia:

Ich komme jetzt noch mal zu den beiden großen Begriffen Macht und System. Wissen ist Macht. Kommunikation ist Macht. Sie haben gesagt, wir sind eine innovative, auch digitalisierte Gesellschaft. Kommunikation sehr wichtig im Wissenschaftsbereich, auch allgemein. Es ist jetzt so, dass man als wissenschaftliche Mitarbeiterin, Professorin etc. viel mehr nach außen präsentieren muss. Die Universität hat die Aufgabe mit ihrer Öffentlichkeitsarbeit, auch in Bezug auf eine Öffnung an Interessierte, die nicht an der Universität sind, zu informieren darüber, was hier alles passiert, wie wir das auch heute machen. Wie wichtig ist Kommunikation auf sehr unterschiedlichsten Ebenen und Wissen?

Ulrike Felt:

Also es gibt diesen sehr schönen Satz, der angeblich zurückgeht auf Francis Bacon "Wissen ist Macht", aber eigentlich die korrekte Übersetzung wäre, dass Wissen Handlungsfähigkeit ist. Und das ist für mich der wichtigere Punkt. Also ich glaube, etwas zu wissen und Wissen hinterfragen zu können, Wissen sammeln und ordnen zu können, also Informationen müsste ich eigentlich korrekterweise sagen,

Informationen zusammenbringen zu können, sie ordnen zu können, sie einordnen zu können und dann daraus Handlungsanleitungen zu setzen. Das ist eigentlich das, was mir wirklich einen Möglichkeits- und Handlungsspielraum schafft. Und ich glaube, dass es das ist. Das schließt ein bisschen an das, was ich vorhin gesagt habe.

Ich glaube, dass wir die Ausbildung ganz viel mehr in diese Richtung denken müssen, nämlich auch den Studierenden nicht nur zu vermitteln, was wir halt schon abgepackt fertig ihnen zu bieten haben, sondern ihnen vielmehr zu vermitteln, wie wir dort hinkommen, welche Fragen, welche Hürden, welche Möglichkeiten, welche anderen Erklärungsmöglichkeiten es gäbe. Weil wir eigentlich wollen, dass eine Ausbildung an der Universität eben nicht nur Ausbildung in diesem klassischen Sinne ist, sondern eine Bildung in dem Sinne ist, dass die jungen Menschen mehr oder minder junge Menschen verstehen, wie man quasi Informationen sammelt, beurteilt, validiert, einordnet und dann zu so etwas wie Wissen verarbeitet, würde ich jetzt mal sagen.

Und Macht besteht darin, dass man diese Fähigkeit sich erwirbt oder dass man auch die Möglichkeit bekommt, sich diese Fähigkeit zu erwerben. Und das sehen wir jetzt sozusagen bei der systemischen Komponente. Das heißt, bemühen wir uns genug, als Bildungsinstitutionen Menschen anzuziehen, die vielleicht von einem Hintergrund kommen, an dem ein Studium oder ein höherer Bildungsweg gar keine Option ist oder nicht gedacht wird? Und ich komme aus diesem 70er Jahre Diskurs der Arbeiterkinder an die Universität. Ich selbst komme aus einer sehr bildungsaffinen Familie, die aber keine formale universitäre Ausbildung hatte. Niemand. Wir sind die erste Generation, die Kinder sozusagen, die beide studiert haben und bei den Universitäten gelandet sind als Professorinnen. Aber das war schon sehr stark in den 70er Jahren, und ich glaube, das ist uns nicht wirklich gelungen, muss ich ganz ehrlich sagen.

Also die Universität oder das Corpus der Menschen, die hier sind, stehen nicht in einer klaren Relation mit der Entwicklung der Gesellschaft, muss ich ganz offen sagen. Und dieses Ideal ist einfach nicht erfüllt worden. Schon aus dem Grund, dass es die Universität gar nicht alleine schaffen kann. Es ist ja nicht damit getan, zu sagen Ihr seid alle willkommen, sondern es geht darum, dass diese Möglichkeit überhaupt in den Köpfen der Leute landet. Und das passiert natürlich viel, viel früher.

Das passiert an den Schulen, das passiert schon ganz, ganz früh werden hier Weichen gelegt. Und dann habe ich hervorgehoben, ich komme aus einer bildungsaffinen, aber nicht formal diesem Bildungsideal entsprechend, und ich glaube, das ist total wichtig zu unterscheiden. Es geht nicht nur um, in Österreich sind wir so ein bisschen auf diese formalen Bildungsschienen abgestellt., also Bildungspflicht ist eine Haltung meiner Meinung nach. Also das ist eine Art und Weise, wie wir mit Wissen, Information, mit all diesen Dingen umgehen. Und ich glaube, das ist etwas, was es zu vermitteln gilt, auch in den Schulen sehr viel stärker und zu fördern gilt.

Und da gibt es sehr viele Bemühungen, muss man auch dazu sagen. Ich bin immer ein bisschen vorsichtig mit einem generellen Schulbashing, weil ich schon noch sehr viele Versuche gesehen habe und auch sehr erfolgreiche Versuche, den jungen Menschen sozusagen Wissenschaft ein Stück weit näherzubringen. Und ich habe ja auch für die Stadt Wien eine Studie gemacht rezent, die sich anschaut, wo denn überhaupt Wissenschaft vermittelt wird. Und da war sehr schön für mich sichtbar, dass ganz viele dieser klassischen Vermittlungsinstitutionen einfach immer in die Nähe kommen von Bereichen, auch geografisch, wo sozusagen eher bildungsaffine oder gebildete Schichten sozioökonomisch ein bisschen besser gestellte Schichten sich befinden.

Und das ist dieses Herantragen an diese Gruppen und Fokussieren auf diese Gruppen, die jetzt nicht von vornherein schon kommen, von selbst. Das, glaube ich, ist eine ganz, ganz wichtige gesellschaftspolitische Aufgabe. Und da kommt sozusagen auf ganz vielen Ebenen was zusammen. Das

können wir als Universitäten ja auch gar nicht alleine tun. Aber wir können, wenn man so möchte ein relevantes Rädchen sein. Wir machen immerhin Ausbildung von Lehrern, wir bilden junge Menschen aus, die dann die nächste Generation formen usw. Also ich glaube, es ist wichtig, diese Idee des Denkens und Nachdenkens und das wird heute wichtiger denn je, weil wir kriegen Informationen geliefert über all diese technologischen, sie sagten vorhin Digitalisierung, wir haben heute Zugang zu Information. In einer Art und Weise, wie ich das nicht gekannt habe, muss ich ganz ehrlich sagen, wenn ich mir alleine bei meinen Studierenden die Literaturliste anschau, dann denke ich mir, ich hätte wahrscheinlich mein ganzes Leben damit zugebracht, überhaupt Zugang zu bekommen zu all diesen Dingen, weil man für jedes Papier eine Bibliothek laufen musste. Und dann musste man sich das kopieren und das war relativ teuer und dann hat man halt was. Abgeschrieben aus dem Papier. So weiter. Ich versuche mich zu erinnern, habe mir gedacht heute setze ich mich vor meinen Computer und dann ein bisschen hier suchen und dazu.

Und dann rege ich mich auf, wenn ich zu dieser Zeitschrift keinen Zugang habe. Gleich bei meinem Schreibtisch. Und das ist total spannend sich selbst zu beobachten, wie man sich in diesen Jahrzehnten hinein sozialisiert worden ist in diese Art, und von und daher konsumieren wir natürlich auch anders. Wir müssen daher lernen, überhaupt einzuschätzen. Wenn ich mich jetzt entscheiden. Ich habe 100 Papiere und ich muss mich entscheiden, welche sind für mich jetzt relevant? Das ist eine gar nicht so einfache Aufgabe. Also wie sortiere ich, wie filtere ich? Und das sind eigentlich Fähigkeiten, die wir auch proaktiver in die Lehre hineinbringen müssen.

Aber das beginnt in der Schule. Und ich habe, wie gesagt, mein Sohn ist etwas über 30, schon, aber das war ganz interessant. Der war noch in diesem kopieren, ausschneiden und einfügen Jahrgang, habe ich das immer genannt. Da hat man in der Schule gelernt, na da geht man irgendwie auf Wikipedia und dann kopiert man sich das raus und dann tut man das alles in ein Dokument. Heute würde man sagen na, na, na, na, ich finde, das machst du bitte nicht. Du schreibst es in eigenen Worten, fasst es zusammen. Und so weiter und so fort. Und wir haben alle möglichen Programme ins Leben gerufen, damit das kontrolliert wird, dass wir nicht ausschneiden und einfügen. Einfach. Aber ich finde es interessant. Am Anfang war das etwas, was man gelernt hat, unter Anführungszeichen und mir ist ganz als jemand, der diese Dinge beforscht, ist mir immer ganz unwohl geworden dabei, wenn ich gesehen habe, wie er das gelernt hat. Das darfst du auf keinen Fall machen. Schreib das doch selber. Wie würdest du das sagen? Und so weiter. Das hat er nicht goutiert immer. Also das war nicht so einfach. Sagen wir mal so und das hat sich halt jetzt auch verschoben. Und ich glaube, die große Herausforderung ist wirklich das Sortieren geworden, das Wählen geworden, einschätzen können. Das ist gar keine einfache Aufgabe. Und darum sage ich gebildete Menschen, egal in welchem Fach, sollten das eigentlich lernen, Dinge zu beurteilen, zu ordnen, darüber nachzudenken. Das war für mich so eine Herzensangelegenheit, für mich sozusagen, das stärker zu vermitteln.

Maiada Hadaia:

Ja, Kommunikation. Noch ein letzter Punkt zu diesem Abschnitt. Wissenschaftskommunikation ist ja auch eine riesige Sache, wie auch das Sortieren, Einordnen, Filtern, Reduzieren.

Ulrike Felt:

Wir müssen weniger kommunizieren, wie Wissenschaft ist und mehr kommunizieren, wie Wissen gemacht wird. Wenn ich das ganz kurz zusammenfinde, weil ich glaube, diesen Prozess zu verstehen, mit all den Unsicherheiten usw. Das ist ein Schlüsselement dafür, diese Einschätzungen vornehmen zu können, auf die ich vorhin hingewiesen habe. Wir haben das in der Corona-Krise extrem schön gesehen, dass wir völlig überzogene Vorstellungen haben von dem, was Wissenschaft leisten kann. Also Wissenschaft kann nicht validierte sichere Ergebnisse auf Knopfdruck liefern. Wenn ich jemanden habe,

ständig kommuniziere, schau, das ist da, da machst du dies, dann machst du das und dann kommt das raus.

Schau. Wunderbar. Dann vermitteln wir so ein bisschen das Gefühl, das ist alles so sicher und 100 Prozent. Und wir müssen einfach in der Kommunikation stärker darauf achten, dieses Prozesshafte mit zu kommunizieren. Ich sage ja nicht, dass man das andere nicht auch machen kann, aber das ist prozesshafte mit zu kommunizieren, vielleicht auch ein bisschen aufzuzeigen, die Irrwege, die wir gegangen sind, vielleicht auch zu reflektieren, was wir aufgeben mussten, was sie geglaubt haben, was der richtige Weg ist usw. Also nicht nur diesen Erfolg zu kommunizieren, sondern eben auch diese Normalität zu kommunizieren. Unter Corona wurde jetzt diese Wenn man das so sagen möchte, wurde die Wissenschaft plötzlich auf die Bühne gezerrt und man hat gesagt, die können das ja gar nicht.

Und die zweite meinte die und die meinte das. Und mit der Schwierigkeit, dass halt Wissenschaft lernt und wir mussten jetzt quasi zuschauen und das wurde nicht wahrgenommen bis dahin, und ich glaube, wenn ich sozusagen ein Lernen mitnehmen würde aus der Pandemie, dann ist es tatsächlich, dass wir lernen müssen, Wissenschaft nicht nur als Wissensprodukt zu kommunizieren. Und das ist schon eine Tendenz, die wir ganz stark auch im Journalismus sehen. Und so weiter. Und hier ist es halt auch sehr wichtig. Da haben wir so einen Zeitfaktor drinnen, dass einfach immer weniger Zeit auch zur Verfügung gestellt wird, dass man etwas recherchiert, dass man sozusagen die große Geschichte bekommt.

Und so weiter. Und dadurch kriegen wir halt mehr sowas wie „Wissenschaftler hat gefunden, dass...jetzt wissen wir das und Faktum ist, dass...“, das stimmt natürlich so in dieser Weise meistens nicht und es entsteht aber dann, und das ist jetzt im Einzelfall meistens nicht so dramatisch, aber als Gesamtes, wenn man den Bogen spannt, wird ein Bild von Wissenschaft vermittelt, das irrealistisch ist. Und ich glaube, das führt dann auch dazu, ich weiß das aus Interviews geführt habe im Rahmen von Forschungsprojekten, junge Menschen sagen Na ja, wenn ich gewusst hätte, wie die Realität von Forschung ausschaut. Ich bin mir nicht mehr so sicher, ob ich dasitzen würde.

Und das finde ich eigentlich schade, so ein bisschen. Also wir müssen einfach einerseits über die Faszination sprechen, aber wir müssen auch über die Praxen sprechen und über die Realitäten sprechen. Wir müssen beides schaffen. Beides gemeinsam rüberzubringen ist glaube ich für mich ist das Ziel in der Kommunikation. Das ist überhaupt nicht einfach. Das sage ich auch. Dazu wäre es natürlich viel schöner, wenn Sie so eine schöne, bunte Geschichte haben. Und Sie müssen das natürlich auch Zuhörer gemäß quasi aufbereiten. Und so weiter und so fort.

Maiada Hadaia:

Kommen wir zur Motivation. Das passt ganz gut. Was motiviert Sie? Oder wie motivieren Sie sich zu forschen?

Ulrike Felt:

Ich fühle mich unglaublich privilegiert, muss ich sagen, weil die Gesellschaft liefert mir sozusagen jeden Morgen eine neue Frage an den Tisch. Ich habe so ein kleines Ritual in der Früh, ich mache mir einen Kaffee und dann drehe ich mal die Nachrichten auf. Und zwar klicke ich mich durch CNN, ich klicke mich durch das französische France4 und schaue mir sozusagen so querbeet ein bisschen was. Und es ist ja hochgradig interessant, wenn man sich für Wissenschaft, Technik, Innovation interessiert, gibt es kaum einen Beitrag, wo das nicht irgendwie eine Rolle spielt und wo sich für mich eine Frage stellt, gibt es da Leute, die darüber nachdenken, warum ist das wichtig, dass wir darüber nachdenken?

Und insofern ist es für mich einfach, ich habe das Gefühl, die Themen drängen sich quasi mir auf, so

ungefähr. Und ich lese unglaublich gerne und diskutiere unglaublich gerne, vor allem auch mit Studierenden. Ich finde deswegen, Lehre war immer und ist auch ein ganz essenzieller Teil, auch wenn ich sehr, sehr viel in der Forschung mache. Ich würde die Lehre ungerne missen, weil sie mich immer wieder einem Realitätscheck aussetzt. Die Studierenden sind meine Messlatte, wenn man so möchte. Sie fordern mich heraus, sie fragen, sie hinterfragen das, was ich sage. Und ich gehe immer raus und habe etwas mitgenommen.

Das ist für mich so ein bisschen auch das motivationale Element. Ich finde diese Mischung, die wir in der Universität haben, aus Engagement mit den jungen Menschen. Also Lehre kann man das jetzt nennen. Ich finde das immer so ein bisschen, der Begriff Lehre hat so etwas, ich lehre jemanden etwas, aber eigentlich lerne ich auch sehr viel dabei. Diese Mischung ist es, was mich extrem motiviert. Und dann denke ich mir Vielleicht kann man mit den Themen, die mich berühren, auch einen Unterschied machen im Sinne von einer Debatte anregen. Also ich glaube jetzt nicht an die große Lösung.

Ich bin auch immer sehr vorsichtig zu sagen Ich weiß jetzt, wie es gehen muss, aber vielleicht weiß ich, welche Fragen man stellen sollte und vielleicht kann ich mit der richtigen Frage beitragen. Und um dann gemeinsam zu explorieren, was denn Lösungsoptionen wären, weil ich glaube auch die können aus der Wissenschaft selber oft nicht alleine generiert werden, sondern sie brauchen auch andere Ressourcen und auch das größere Ganze irgendwie. Und das ist das, was mich so ein bisschen immer auf Trab gehalten hat und eigentlich meine Arbeit für mich ist einfach ein großes Vergnügen, muss ich auch sagen, darf man vielleicht nicht sagen, weil sonst jemandem, dass man für das Vergnügen auch noch bezahlt bekommt, aber ja, ich würde sagen, das ist für mich eine Passion. Das ist für mich schon sehr, sehr wichtig.

Maiada Hadaia:

Einige abschließende Worte noch zu Ihrem aktuellen ERC Projekt bitte.

Ulrike Felt:

Ja, also dieses Projekt ist für mich wirklich sozusagen so ein langer Bogen, mit dem ich mich schon beschäftige, seit vielen Jahren beschäftige. Nämlich: Wie stehen Wissenschaft und Gesellschaft zueinander? Wie entwickeln sich die gemeinsam? Wer treibt wen an und worüber denken wir nicht nach? Und welche Art von Ungleichheiten entstehen da? Bei allen positiven Entwicklungen, die wir ja auch sehen. Und ich bin ein Kind der Zwentendorf Generation, wenn man so möchte. Ich habe das während meines Studiums voll miterlebt und damals kam diese ganze Umweltbewegung auf und so weiter. Es hat mich immer so ein bisschen auch mitbegleitet. Und die Frage ist ja immer die Balance zwischen dem, was wir durch Innovationen erreichen können und dem, worüber wir nicht nachdenken, dem, was Innovationen zurücklassen an Rückständen.

Und um das geht es in dem Projekt, das heißt auf Englisch "Innovation Residues", also die Rückstände, das, was übrig bleibt von Innovationen. Und ich beschäftige mich mit drei unterschiedlichen sogenannten Rückständen. Und es sind immer sehr große Felder von Innovation, also nicht eine Innovation, also nicht der Motor oder das Krebsmedikamente oder was auch immer, sondern mich interessieren Felder. Und das eine ist sozusagen das Nukleare, also die Kernenergie, aber auch die Medizin und die Industrie und so weiter. Und wie gehen wir mit den Rückständen, also mit dem, was wir als nuklearen Abfall bezeichnen, um?

Das zweite Problemereich ist Mikroplastik. Das ist total spannend, weil wir natürlich sehr viel derzeit über Plastik diskutieren. Aber Mikroplastik ist einfach schon ein nicht mehr herauszufilternder der Anteil unserer Gesellschaft geworden. Und ich fand es auch interessant, dass, ich komme auf das gleich zurück,

weil ich heute beim Herfahren zu diesem Gespräch einen Radiobeitrag gehört habe, der mich zum Nachdenken angeregt hat. Und das dritte Feld ist ein Feld, über das wir noch gar nicht nachdenken, wo wir mit riesiger Euphorie hinein schreiten, wie wir das auch beim Plastik gemacht haben, wie wir das beim Nuklearen gemacht haben. Digitalisierung, also das Digitale, ist derzeit die Lösung für alles.

Und ich habe in diesem Projekt den Begriff des Datenabfalls, versuche ich zu entwickeln, um mir zu überlegen, was würde es bedeuten, wenn wir in dieser Geschwindigkeit und in diesem Umfang weiter unsere Verdattung betreiben? Was bedeutet das für die Umwelt? Wir wissen, dass die Datenindustrie derzeit schon CO₂ intensiver ist, wie etwa die Flugindustrie. Und wir sind noch erst am Anfang in dem und die Frage ist, wann brauchen wir Daten, wann sind sie wichtig, wie sollten wir sie kuratieren, pflegen? Sollten wir wirklich alles aufheben, was nicht bei drei am Baum ist? Ist das eine sinnvolle Handhabung? Ist diese ganze Frage von künstlicher Intelligenz und so weiter, die sehr wichtig ist in manchen Bereichen sollten wir das jetzt ausrollen auf alles Mögliche, weil jedes Training eines solchen Algorithmus verbraucht enorm viel Energie, das zu benutzen. Wir brauchen auch die Trägermedium, wir haben alle Handys und iPads und oder wie auch immer alle diese Pads und Computer. Also es ist extrem, Ressourcen intensiv und Umwelt problematisch. Und was ich möchte, ist nicht zu sagen hören wir auf damit. Ganz und gar nicht, sondern können wir vielleicht eine Innovationsentwicklung vorantreiben, die etwas mehr darüber nachdenkt, was wir zurücklassen, was wir für die nächsten Generationen zurücklassen?

Und was ist, wenn wir über Innovation Gesellschaft jetzt einfach die mal durch die Brille anschauen und uns anschauen, wie wir nicht nur Innovationsinfrastrukturen schaffen, sondern auch Infrastrukturen, die sich um diese Rückstände kümmern. Das heißt, das kommt so ein bisschen über Verantwortung, Ungleichheit und so weiter. Plastik war ja total interessant. Ein Kollege von mir hat diesen Begriff des „Plastikkolonialismus“ geprägt, der dann auch sagt Na ja, was ist Kolonialismus? Ich besetze das Land von anderen Menschen. Naja, wenn ich meinen Plastikmüll exportiere, dann tue ich das im Grunde genommen. Und wir müssen über diese Flüsse von unseren Rückständen einfach ein bisschen mehr nachdenken.

Und das ist ein Stückweit das, was das Projekt zu tun versucht. Also wir können sagen ja, Kernenergie ist wunderbar, wenn wir sie nur an dem CO₂ Ausstoß messen. Wunderbar habe ich jetzt unter Anführungszeichen gesetzt, aber okay. Aber wenn wir das jetzt denken, dass wir Rückstände hinterlassen, die uns für die nächsten 100.000 Jahre plus beschäftigen, muss ich mich natürlich fragen: Wessen Zukunft benütze ich da jetzt? Also es ist ein Zukunftskolonialismus in dem Sinne, dass ich die Zukunft der Menschen besetze, einfach mit meinem Hier und Heute. Und das Mikroplastik ist nicht ganz anders. Es ist ja auch einfach überall. Bei dem Atomaren habe ich noch die Fantasie, dass ich das einsperren kann. Quasi. mittlerweile, dass das auch ein bisschen eine Illusion ist, weil wir haben keine Ahnung, wie sich das über so lange Zeiträume überhaupt dann entwickelt und verhalten wird. Und so weiter und so fort. Und bei Mikroplastik ist es ja auch interessant. Wir sagen zirkulare Wirtschaft und so weiter. Und jetzt noch mal die Plastikflasche. Die muss dann recycelt werden. Und es ist natürlich naiv zu glauben, dass es damit zu lösen ist.

Ich meine, wir haben Mikroplastik von der Kleidung, an die wir tragen bis über die Zigaretten Filter, die wir auf den Boden werfen, die dann ins Wasser gehen usw., die Reifenabrieb usw., das ist einfach überall und derzeit ist die Forschung sehr stark damit beschäftigt, sich zu fragen hat das Gesundheitsfolgen für Mensch, Tier, Umwelt insgesamt? Und das ist eine Abwägung. Frage Meine Frage ist nicht verbieten oder nicht ich? Ich möchte gar nicht in diese Art von Radikalität hineinrutschen. Ich finde, wir brauchen ein Modell, in dem wir besser abwägen, welche Verantwortungen wir für die Zukunft übernehmen. Und das ist mir so ein bisschen das Anliegen in dem Projekt, in verschiedenen Ländern und in verschiedenen Ebenen von Politik hinunter bis sozusagen zu Bürger Bürgerinnen mir anzuschauen, wie denn überhaupt

diese Probleme, diese Überreste von Innovationen überhaupt gedacht werden, ob sie überhaupt gedacht werden?

Wenn ja, welche Infrastrukturen werden gebaut, dass wir uns um sie kümmern? Und wenn ich sage Infrastrukturen, dann meine ich jetzt zum Beispiel Frankreich versucht über Gesetze zu regeln, dass es keine Waschmaschinen mehr geben kann, die keine Mikroplastik Filter haben. Und so weiter. Also ganz kleine Schritte. Und jetzt kann man natürlich gleich kritisch anmerken, dass es ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber es schafft Bewusstsein. Und ich glaube, das ist auch ein wichtiger Schritt. Das ist nicht nur die Zahl, die es behebt, sondern auch das Bewusstsein, das es schafft. Dass wir jetzt endlich darüber reden, dass bestimmte Bekleidungsarten, bestimmte Produktionsmechanismen usw. wir haben das in all diesen Shampoos und Cremes drinnen.

Damit es cremiger wird, tun wir Mikroplastik teile hinein. Mittlerweile haben die großen Kosmetikfirma da schon zugesagt, dass sie das nicht mehr verwenden werden, und zum Teil ist es auch schon. Aber das sind so die Dinge, die mich interessieren. Also wir denken immer über das Neue nach, wir sind fasziniert von dem Neuen. Das kommt aber eine Anregung doch noch dieser Daten Teil. Das ist ein wichtiges Gebiet, die Digitalisierung. Ich will das ja auch mittragen ist überhaupt kein Punkt. Die Frage ist nur wie und nicht ob. Und wir dürfen daher nicht so eine fundamentalistische Frage stellen, sondern wir müssen diese Frage sehr viel Wie können wir uns darum kümmern?

Wie kümmern wir uns? Wie sehr schauen wir? Wessen Zukunft besetzen wir eigentlich? Und das geht weit über das übliche Denken in einer Generation. Da kommt man noch ungefähr hin, die Enkelkinder kann man sich noch vorstellen und alles, was darüber hinaus ist, so ein bisschen hinter mir die Sintflut. Und das ist etwas, was wir, glaube ich, verändern müssen, weil wir bemerken, einfach Klimawandel ist ein sehr langfristiges Phänomen. Umweltverschmutzung ist ein sehr langfristiges Phänomen und viele Dinge lassen sich nicht einfach lösen. Und vielleicht die kleine Geschichte, die von heute früh ist, es wäre ein Nachrichtenelement drinnen. Jemand hätte so einen kleinen Roboter entwickelt, der im Wasser das Mikroplastik genau suchen kann, und der kann sich dann auch selbst reparieren.

Und dann haben wir gedacht, das ist genau das, was wir tun. Wir gehen nicht an den Kern des Problems, sondern wir schauen, dass wir wieder irgendeine andere Technik einführen, die das reparieren soll. Und ich habe mich dann gefragt Auf welchem skale denken wir, wenn ich Mikroplastik bis hinauf in die Antarktis oder überall finde? Dann frage ich mich, ob dann sozusagen der Miniroboter, der rumläuft und irgendwelches Mikroplastik irgendwo im Labor einsammelt, ob das dann die Lösung ist oder ob das nicht nur darüber hinwegtäuscht, wie groß das Problem ist. Es ist ein anderer Punkt. Also auch das bringt dann das nächste Problem so weiter ...

Maiada Hadaia:

Dann bedanke ich mich sehr herzlich, Frau Felt an dieser Stelle für Ihre Zeit, für Ihre Geduld, für Ihre Offenheit und Wünsche. Alles Gute für Ihre Arbeit, für das Projekt.

Ulrike Felt:

Dankeschön. Auch Ihnen.